



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Reform der deutschen Universitäten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dresden, den 30. Juli 86.

Ich schreibe Dir nur mit wenigen Worten, liebster Freund, daß ich das Bewußte richtig erhalten habe und Dir recht sehr für Deine Gefälligkeit danke. Unsr Körnern wie Du weißt ist glücklich entbunden und befindet sich mit dem Kinde*) recht wol. Das Säugen bekömmst ihr sehr gut und wir hoffen, daß unter diesen Aspecten ihre Wochen sehr gut vorbeigehn werden. Wie glücklich Körner sich fühlt und wie sehr wir uns alle freuen, daß diese immer bedenkliche Epoche für die Weiber, so erwünscht vorübergeht und die Freuden unsres Zirkels durch keine verdrüßliche Zufälle leiden — das liebster Freund kannst Du Dir leicht einbilden. Ich hoffe, daß wir Dir bald ebenso glückwünschen können.

Lebe wohl und grüße Deine liebe Frau und Karolinen herzlich von mir. Körners und Huber grüßen Dich ebenfalls und ich bin unverändert der Deinige

Schiller.

Außere Adresse: An Herrn Friedrich Kunze, berühmten Kaufmann in Leipzig zc.

(Ohne Ort und Datum, vermuthlich nicht lange nach dem vorigen geschrieben.)

Die Nachricht von der glücklichen Niederkunft Deiner Lieben Frau hat mich herzlich gefreut und um so mehr, da ihre vorige Niedergeschlagenheit und Krankheit keine so leichte Entbindung hoffen ließen. Jetzt wirf alle Mediziner zur Thüre hinaus die die gute Mutter Natur so gelästert haben — Hartwig ausgenommen versteht sich. Der bleibt als Freund. Grüße mir Deine liebe Frau tausendmal und sage ihr, daß ich an ihrer Freude den innigsten Antheil nehme. Das schlimmste ist jetzt überstanden und der Himmel wird auch für das folgende sorgen. Leb wol.

Dein aufrichtigster Freund
F. Schiller.

*) Theodor Körner, der nachmalige Dichter.

Mit **Nr. 1** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im December 1868.

Die Verlags-handlung.

Verantwortliche Redacteurs: **Gustav Freytag** u. **Julius Gardt**.
Verlag von **F. E. Herbig**. — Druck von **Hüthel & Hegler** in Leipzig.

Die Reform der deutschen Universitäten.

„Von deutschen Hochschulen. Allerlei was da ist und was da sein sollte. Von einem deutschen Professor.“ Berlin 1869.

Es wäre starke Selbsttäuschung, wenn die näheren und ferneren Universitätsverwandten, die deutschen Professoren und Studenten glauben wollten, ihre Angelegenheiten ständen in der ersten Reihe nationaler Interessen, Wünsche und Bestrebungen dieser unserer gegenwärtigen Umgestaltungsperiode. Das Jahr 1866 hat unsere Universitätszustände so gut wie nicht berührt, und auch was sich seit 1866 herauszuarbeiten sucht, konnte bis jetzt nur mittelbar und von der Seite her einen sehr begrenzten Einfluß auf jene üben. Denn für die Sache selbst, für die einzelne Universität oder für alle deutschen Universitäten ist es von nur untergeordnetem Belang, ob drei aus ihrer Zahl nunmehr auch noch unter das preußische Cultusministerium gestellt sind, von dem früher schon nicht weniger als sechs, beziehungsweise acht, wenn man Münster und Braunsberg aus Höflichkeit für voll gelten lassen will — abhängig waren. Herr von Mühler hat sich auch immer äußerst beflissen gezeigt, die berechtigten Eigenthümlichkeiten dieser neuen Glieder des preußischen Staates zu schonen, d. h. er hat im Wesentlichen Alles beim Alten gelassen und damit, wie nicht zu leugnen ist, das Richtige getroffen. Denn die neupreussischen Universitäten selbst haben noch kein Zeichen von sich gegeben, daß sie eine durchgreifende Veränderung ihrer Zustände begehren, und selbst wenn dies geschehen wäre, konnte doch der jetzige preussische Cultusminister schwerlich der Mann sein, der dazu berufen ist. Im Einzelnen ist er übrigens den gewöhnlichen Desiderien und Anliegen, soweit sie sich auf das beschränken, was man „eine Universität haben“ zu nennen pflegt, mit anerkennenswerther Zugänglichkeit und Liberalität nachgekommen, versteht sich, immer nur so weit, als die ihm schmal zugemessenen Mittel es erlaubten. Die Studentenschaften in Göttingen, Marburg und Kiel haben von der neuen Ordnung der Dinge bis jetzt auch nichts weiter verspürt, als daß das System des ein-

Grenzboten I. 1869.

jährigen Freiwilligendienstes manche Commilitonen zu einer geringfügigen Menderung in ihren Studien — oder noch häufiger in ihrem Bummelgang durch das Triennium veranlaßt.

Es liegt nahe mit diesem gegenwärtigen Stilleben unserer Universitäten, ihr Verhalten in der letzten großen Epoche allgemeiner politischer und socialer Bewegung, während des Jahres 1848 zu vergleichen. Wir lassen die grotesken Ausbrüche studentischen Revolutionsfiebers in München, Wien oder auch in dem kleinen Weimar-Jena, ganz bei Seite, wir sprechen auch nicht von den Professoren, Agitatoren, Volks- und Kammerrednern oder Ministern. Wir erinnern nur an das, was damals von den Universitäten selbst für ihre eigene Umgestaltung auf der Grundlage der „zeitgemäßen“ Ideale geschehen ist. Denn trotz der in mehr als einem Sinne anstrengenden, ja aufreibenden Forderungen, welche Vaterland und Volk damals an die Blüthe seiner Geistesbildung auf dem Katheder und auf den Subsellien der Hörsäle stellte, blieb doch noch auf eine jetzt kaum mehr begreifliche Weise diesem so tief und allseitig in Anspruch genommenen Elitecorps der Nation Zeit und Kraft genug übrig, um die eigensten häuslichen Anlegenheiten mit demselben Eifer zu fördern. Wie billig ging die Jugend mit der That voran, und das Alter folgte nach. Damals, wo die Worte Parlament und parlamentarisch noch den vollen Zauber eines neu importirten Fetisches besaßen, mußte es natürlich auch ein Studentenparlament sein, welches die Reformgedanken der Jugend zum Ausdruck brachte. Bekanntlich gehörte der Sommer 1848 zu den schönsten, die jemals über das deutsche Land gezogen sind, aber auch zu den heißesten, und man weiß, welchen Einfluß diese beiden Eigenschaften auf die großen weltgeschichtlichen Actionen der Zeit von der pariser Februar- bis zu der wiener Octoberrevolution geäußert haben. Das deutsche Studentenparlament tagte in der allerschönsten und allerheißesten Woche jenes Sommers an einem Orte, den die Natur selbst für solches Wetter zu einer Art von idyllischem Paradies bestimmt zu haben scheint, in Eisenach oder auf der Wartburg, mehr in den himmlisch kühlen Schluchten und Waldgehängen um dieselbe sammt den dazu gehörigen Felsentellern als oben auf dem alten romantischesten aller heißen Felseneste, oder in der schwülen und altbürgerlichen Stadt selbst. Demgemäß konnte es auch nicht verwundern, daß Verhandlungen und Beschlüsse dieses eisenacher Parlamentes einigermaßen die Atmosphäre, welcher sie ihre Entstehung verdankten, erkennen lassen. Selbst die Führer der Majorität, die doch als Sieger mit ihrem Werke zufrieden hätten sein sollen, waren dies, wie Jeder es hören konnte, der wollte, nur in so weit, als die Lage in Eisenach zu einem herrlichen „Ulk“ in der Umgebung und als Staffage einer herrlichen Natur Veranlassung gegeben hatten.

Etwas später, schon in der kühlen Zeit der zweiten Hälfte des Septembers und an einem weniger romantischen Orte, wenn gleich noch immer romantisch genug, in Jena, constituirte sich das Professorenparlament, oder wie es sich selbst, um der ominösen Verwechslung mit dem damals schon von den Demokraten häufig gebrauchten Schimpfnamen der Nationalversammlung in Frankfurt zu entgehen, officiell benannte: der Congreß deutscher Universitätslehrer zur Reform der deutschen Universitäten. Unmittelbar vorher war der erste Keif in die Blüthe der deutschen Freiheitsbegeisterung gefallen, die häßlichen frankfurter Septembertage mit ihrem Cannibalismus, die man überhaupt sehr gern aus der Geschichte des wenn auch tollen, doch sonst meist harmlosen Revolutionsjahres wegstreichen möchte. Damals wirkten sie bei Männern aller Parteien wie ein großes, sittliches Unglück, das über die ganze Nation hereingebrochen war und man übersah gänzlich, daß eben nur der damals völlig vergiftete Boden der edeln freien Reichsstadt dafür verantwortlich gemacht werden konnte, und daß anderwärts in Deutschland derartige feige und brutale Scheußlichkeiten unmöglich gewesen wären. Jedenfalls aber litt der Schwung des Professorenparlaments nicht wenig durch solche Eindrücke, die eine Stunde vorher von nicht wenigen Theilnehmern mit eigenen Augen wahrgenommen worden waren. Fraglich aber ist es, ob nicht dieser Dämpfer von außen her der Sache selbst mehr genützt, als geschadet hat. Denn der radicale Idealismus, der gerade in diesen Kreisen, nicht weniger wie in den studentischen, noch kurz vorher auf den allerhöchsten Stelzen einherzuschreiten liebte, zog es denn nun doch vor, etwas bescheidener aufzutreten um nicht — was jetzt nicht mehr möglich, damals aber sehr nahe lag — als gesinnungsverwandt mit den Helden von der hornheimer Haide zu erscheinen. Demgemäß schritten die Verhandlungen der drei Tage viel regelrechter und geschäftsmäßiger vor, als irgend Jemand erwartet und Viele gehofft hatten, und die gefaßten Beschlüsse trugen, aus ihrer Zeit heraus beurtheilt, durchweg den Stempel eines maßvollen und bescheidenen Reformbestrebens. Revolutionäres war in dem jenenser Parlamente nichts zu entdecken, weshalb dann auch alle die Leutchen innerhalb und noch mehr außerhalb der Versammlung, die aus den verschiedensten Gründen auf so etwas gerechnet hatten, sogleich mit angenommenem verechthlicher Miene oder auch mit echtem Ingrimme über diese philiströse Gesellschaft herfielen.

So wenig wie in dem großen Parlament zu Frankfurt, hatte man sich in dem kleinen zu Jena eine klare Vorstellung darüber gemacht, wie denn die Resolutionen vom Papier ins Leben treten sollten. Das schien sich damals von selbst zu verstehen, und in keiner Zeit ist mit dem vormals hoch verpönten Begriff der organischen Entwicklung factisch und unbewußt solcher Götzendienst getrieben worden als damals. Uebrigens war man verständig

genug, die Mitwirkung der Behörden und Ministerien nicht geradezu principieell auszuschließen: der Souveränitätsschwindel der Frankfurter, welcher wie bekannt auch von Seiten mancher ihrer doctrinären Professorenelemente getheilt und genährt wurde, existirte in Jena nicht. Auch glaubte man mit dem einmaligen Reformentwurf nicht abgeschlossen zu haben: man creirte einen ständigen Ausschuß und dachte an wiederholte Berufung des Plenums, in Jahresfrist oder noch früher.

Aber wie die große frankfurter Verfassung des Reichs, so blieb auch dieser Reformentwurf der Universitäten bloßes Papier, und zwar, ohne daß für oder gegen ihn irgend besondere Anstrengungen ins Werk gesetzt worden wären. Die Periode der Reaction, die begrifflich schon mit jenem ominösen 18. September begann, weil an ihm die Gemüther sich von den Scheußlichkeiten eines angeblichen Radicalismus gründlich abgewandt hatten, beseitigte Alles, was zu der Universitätsreform gehörte, lautlos und widerstandslos. Nicht bloß die burschikosen Ueberschwänglichkeiten des Studentenparlamentes, sondern auch die ehrbaren und soliden Discussionen der jenenfer Versammlung und ihrer immer dürftiger ausfallenden Fortsetzungen mußten es sich in den folgenden Jahren des reactionären Hochwassers gefallen lassen, ganz überfluthet zu werden. Es ging ihnen nicht anders, als allen anderen berechtigten und unberechtigten Bestrebungen zur Reform, an dem so mancher Reform sehr bedürftigen Riesenleibe der deutschen Nation. Aber alles Andere tauchte allmählig wieder auf, wie die grauen, schlammigen Wasser aus Mangel an neuem Zufluß allmählig wieder abzulaufen begannen: die Universitätsreformfrage blieb im Sande begraben. Nicht einmal in der Presse erwachte sie zu einigem Scheinleben. Es ist wunderbar zu sehen, wie wenig die Presse, die doch notarisch zum großen Theil von dem lebt, was Angehörige der Universitäten in allen möglichen Fächern schreiben, seither die interna der Universitäten beachtet hat, und noch wunderbarer, wie wenig von Seite der berufsmäßig Schreibfertigesten, von den Männern der Universitäten selbst, über diese und ihre Lebensfragen geschrieben worden ist. Das Studium ihrer Entwicklungsgeschichte ist seitdem, man darf wol sagen, erst begründet, und durch eine große Anzahl allgemein bekannter geschichtlicher Darstellungen festgestellt worden; aber was die Gegenwart betrifft, die doch mindestens dasselbe Recht wie die Vergangenheit beansprucht, so hat man diese einfach ignorirt. Selbst die handgreiflichsten Veranlassungen, wie die gerade seit zwanzig Jahren so häufig einfallenden funfzigjährigen, hundert-, dreihundert-, ja vierhundertjährigen Jubiläen der allerbedeutendsten deutschen Hochschulen haben eine Wiederaufnahme auch nur jener theoretischen Reformbestrebungen mit der Feder nicht zur Folge gehabt.

Allerdings ist die practische Reform seit 1848 niemals stillgestanden

und Manches von dem, was damals als Postulat der Zukunft aufgestellt worden, inzwischen erreicht. Dazu gehört die größere Annäherung der österreichisch-deutschen Universitäts-einrichtungen an die des Mutterlandes. Bis zum Beginn der Herrschaft des bairischen Ultramontanismus ist dort so viel und so gründlich in diesem Sinne reformirt worden, daß selbst so resolute Leute, wie die Schwarzen unter den Schwarzgelben es doch nicht vermocht haben, den deutsch-österreichischen Universitäten, selbst nicht einmal der von Innsbruck in der Glaubensburg Tirol, den früheren Stempel bloßer Dressiranstalten von Pfaffen und Schreibern wieder aufzudrücken. Es ist dort überall ein frisches Leben erwacht, dessen Früchte freilich noch nicht gereift sein können, aber nichtsdestoweniger der Reife entgegengehen. Jenes Professorenparlament von 1848, welches sich soviel Spott gefallen lassen mußte darf stolz darauf sein, daß die Anregung dazu direct von ihm ausgegangen ist. Denn gerade seine Mitglieder aus Oestreich waren es, die in die Heimath zurückgekehrt, die Sache der Reform in seinem Geiste, und anfänglich auch bestens von der Staatsregierung unterstützt, in die Hand nahmen. Auch ist Manches im Sinne jener Reformvorschläge umgestaltet, und es wird sich keine einzige deutsche Universität auffinden lassen, welche nicht diesen oder jenen offenkundigen Schaden mehr oder minder gründlich abgestellt hätte. Aber im Ganzen ist doch Alles beim Alten geblieben, und die Verfassung und das Wesen unserer Universitäten von 1869 zeigt in allen Hauptzügen noch die einstmal so stark angefochtene Physiognomie der Zeit vor 1848.

Darin läge weiter nichts Auffallendes oder Bedenkliches. Alle möglichen Ursachen können zur Erklärung eines solchen Stillestehens herangezogen werden. Man denkt zuerst an unüberwindliche Hindernisse von oben: aber ein vorurtheilsfreier Beobachter wird bald erkennen, daß solche nicht bestehen, wenn sie vielleicht auch in den Flegeljahren der Reaction bestanden haben. In so weit die Universitäten für ihre Reformen nur keine besonderen Ansprüche an den fast überall gleich erschöpften Staatsseckel machen, ist man den von ihnen formulirten Reformwünschen meist mit Bereitwilligkeit entgegengekommen, ja man hat von oben her gelegentlich wol auch einmal und zwar in ganz unversänglicher Tendenz die Initiative ergriffen. Oder ist innerhalb der Universitätskörper selbst ein Umschwung in der Auffassung der eigenen Zustände eingetreten? Ist hier eine conservative Gesinnung, identisch mit dem Principe der Stabilität zur Herrschaft, oder auch nur zur Majorität gelangt? Wäre dies der Fall, dann verlangte es der Geist der auf möglichste Entfaltung der Selbstbestimmung gerichteten Zeit auch diese Corporationen in ihrem Kreise ruhig gewähren zu lassen. Denn wenn irgendwo, so gibt es hier noch bedeutende Ueberreste von Selbstregierung und

Selbstverwaltung, während man anderwärts die Keime davon erst zu pflegen hat. Aber die Sache steht ganz anders. Man höre sich auf unseren Universitäten um: Jedermann ist der Ansicht, daß die gegenwärtigen Zustände unhaltbar seien, daß eine vollständige und gründliche Reform an Haupt und Gliedern unumgänglich nöthig. Nur über die Art und die Ziele derselben gehen die Ansichten so weit auseinander, als man einzelne Stimmen hört. Und nicht bloß über Detailsfragen, sondern über die eigentlichen Principien. Da es nun im gewöhnlichen nächsten Interesse der meisten Betheiligten liegt, die Zustände, die man theoretisch verurtheilt, doch wenigstens noch praktisch gelten zu lassen, wenn man gar keinen Ausweg sieht, wie man zu anderen besseren oder doch wenigstens erträglichen gelangen soll, so würde also von dieser Seite her der status quo für alle Ewigkeit conservirt bleiben können. Jeder, der daran rühren wollte, hat das Gefühl, daß der Einsturz des mor- schen Gebäudes zugleich eine sehr ernste Gefahr für alles das bedeutet, worauf seine äußere Stellung, ja sogar seine Existenz beruht, und dieser Gefahr setzt sich Niemand aus, wenn er nicht von außen oder durch die Uebermacht einer Idee dazu gezwungen wird.

Daß ein solcher Zustand der Würde des Instituts und seiner Vertreter nicht wol entspreche, dürfte auf der Hand liegen. Aber er hat auch seine großen praktischen Gefahren in sich. Wenn die Universitäten nach den einzelnen Köpfen und Stimmen, aus denen sie zusammengesetzt sind, sich selbst für im höchsten Grade reformbedürftig, aber zugleich für mundtot erklären, so wird über kurz oder lang irgend eine außerhalb stehende Kraft sich befugt oder gar genöthigt glauben, thätlich einzugreifen. Selbst wenn dieses, wie keineswegs zu erwarten, ganz im Geiste der Universitäten selbst geschähe, so würde doch im besten Falle die Reform nur octroyirt und damit wahrscheinlich eine Scheinreform. Aber wer die Zeichen der Zeit beachtet, weiß, daß diejenigen Kreise, welche zunächst sich für befugt halten möchten, die Reform-erbschaft der Universitäten anzutreten, die Bureaokraten, keineswegs geneigt sein dürften, gerade diejenigen unter ihren berechtigten Eigenthümlichkeiten zu schonen, welche ihren Nutznießern am meisten ans Herz gewachsen sind freilich aber auch nicht diejenigen, welche für die gesammte nationale Bildung am werthvollsten sind, was noch viel mehr besagen will.

In diesem Sinne begrüßen wir das Buch: „Von deutschen Hoch- schulen Allerlei was da ist und was da sein sollte, von einem deutschen Pro- fessor“ mit herzlicher Freude. Es ist nach langem indolentem Schweigen zum ersten Mal wieder ein kräftiges und entschiedenes Wort zur Sache, das, wenn auch nichts weiteres, ganz gewiß den Anstoß zu frischen Discussionen geben wird. Und diese ist vor allen Dingen nöthig, damit das negative Nergeln und Kritteln aufhöre, mit dem gar Nichts gewonnen und viel verloren wird.

Und der erste Schritt zum Bessern ist, daß man nur wieder zu ernsthaftem und systematischem Nachdenken über alle diese Fragen gelangt, die man im letzten Grunde doch nur aus purer Bequemlichkeit sich durch mehr als wohlfeiles Raisonniren bisher vom Hals geschafft hat. Es kann nicht fehlen, daß sich dann bald wieder eine feste öffentliche Meinung in den betreffenden Kreisen über ihre eigensten Angelegenheiten bildet, die notorisch ganz verschwunden war. Man wird wieder eine bestimmte Position zu dem Ganzen und dem einzelnen Fragen einnehmen lernen, es wird sich wieder eine gesunde Parteigruppierung bilden, die aus der Sache selbst und den realen Verhältnissen der einzelnen zu ihr erwächst, und nicht wie bisher aus allen andern in diesem Sinne nicht hieher gehörigen Motiven, aus politischen, religiösen, socialen Einflüssen, welche mit den Universitäten als solchen Nichts zu thun haben.

Aber auch über den engeren Kreis der eigentlichen Universitätsangehörigen wird das Buch seine Wirkung thun. Denn augenblicklich scheint es zwar, als wenn alles Andere eher, als gerade die specifischen Universitätsangelegenheiten Interesse zu erregen fähig wären. Aber es scheint auch nur so. Noch immer gehört der größte Theil aller derjenigen, die wir im heutigen Wortsinne als gebildet anzusprechen berechtigt sind, zu den Universitätsverwandten im weiteren Sinn, und es ist noch immer ähnlich, wie es von jeher war, daß die Fäden zwischen ihnen und den Universitäten auch im späteren Leben niemals zerreißen. Jedermann hat aus praktischen und noch mehr aus subjectiv-gemüthlichen oder idealistischen Motiven fortwährend Veranlassung, sich um das zu kümmern, was dort vorgeht. Mit einem Worte, unsere Universitäten sind noch immer im höchsten Grade populär, was freilich nicht so verstanden werden darf, als liege das Publikum draußen in unbedingter Bewunderung vor ihrer Herrlichkeit und Erhabenheit auf den Knien. Ueber das Gegentheil davon: jener skeptisch-negative Zug, der sie selbst erfüllt, muß auch die Signatur des Publikums ihnen gegenüber bilden. Aber dies schadet unserer Behauptung und auch der Sache selbst nicht. Sobald nur erst einmal von Seite der eigentlich zur Initiative bestimmten die Sache der Universitäten wieder lebendig aufgegriffen würde, sollte auch die Stimmung des Publikums sehr rasch zu positiver Theilnahme umschlagen.

In diesem Sinne unternehmen wir es, hier gewissermaßen das zu anticipiren, was der natürliche Lauf der Dinge von selbst auch schaffen würde. Eigentlich bedarf ja ein interessantes Buch keiner weiteren Empfehlung als der, welche ihm sein eigenes Dasein gibt. In unserem Falle kommt aber noch ein besonderer Umstand hinzu. Wir befinden uns, wie sich zeigen wird, in voller Uebereinstimmung mit der Gesinnung und Haltung des Anonymus, differiren aber in sehr wesentlichen, ja principiellen Punkten von seiner Auf-

fassung der faktischen Zustände, und demgemäß auch von seinen Reformvorschlägen. Unsere Empfehlung schließt also eine Kritik keineswegs aus, vielmehr soll sie recht eigentlich eine solche sein, so weit sie sich nach Ort und Zeit überhaupt anbringen läßt. Denn auf eine gründliche Auseinandersetzung kann es hier nicht abgesehen sein; aber es wird der Sache doch immer Nutzen bringen, wenn sie sich dem Publikum sofort von mehr als einer Seite darstellt. Unsere eigene Berechtigung stützen wir aber auf dieselbe Legitimität wie der Anonymus. Er ist durch seinen Beruf verpflichtet, Genauestes von deutschen Universitäten zu wissen, wir auch.

Zuvörderst bezeugen wir mit Genugthuung, daß der Anonymus trefflich die Feder zu führen versteht. Das Buch ist von Anfang bis zu Ende, wir wollen nicht sagen, glänzend, aber durchsichtig, lebendig, sachgemäß einfach geschrieben. Ein gelinder Anflug von Humor schadet ebenso wenig, wie die Blume dem guten Wein. Der Kern ist doch ernst und positiv. Denn der Anonymus liebt die deutschen Universitäten und glaubt an sie. Auch er will eine Reformation an Haupt und Gliedern, aber eine wirkliche Reformation, wo die vorhandenen und geschichtlich herausgewachsenen Gebilde nur von dem allmählig darauf gelagerten Staub gereinigt, etwas zurecht gerückt und vielleicht ein wenig mit sanftem Fingerdruck umgeformt zu werden brauchen, um wieder in angeborener Güte und Schönheit dazustehn. Dies zu beweisen, führt er das Durchschnittsleben einer heutigen Universität in allen seinen wesentlichsten Symptomen vor, zuerst die Studenten, dann die Professoren; sogar, was auf den ersten Blick stutzig machen könnte, Pedelle, Universitätsrichter, Curatoren. Dann geht es von den Personen ab zu den eigentlichen Zuständen, eingeleitet durch ein mit dem kurzen aber bedeutsamen „Wohin?“ überschriebenes Capitel. Die Berufungen, der Lehrvortrag selbst, oder wie es hier frischer heißt „auf dem Katheder“, die Promotionen, akademischen Beneficien, endlich die Examina, mit besonderer Rücksichtnahme auf die juristischen und kameralistischen — weil diese in neuester Zeit trotz der sonstigen Stagnation der Reform doch zu weitgreifenden Veränderungen Anlaß gegeben haben — damit wäre der Rahmen dessen, was hier überhaupt besprochen werden kann und soll, auch nach unserer Meinung hinlänglich ausgefüllt, und mehr ohne Zweifel vom Uebel, namentlich in den Augen des größeren Publicums. — Der Angelpunkt des Ganzen liegt, wie sich gehört, auch räumlich in der Mitte des Buches, in dem lakonischen „Wohin?“ Damit ist die momentan wichtigste Frage über die Stellung der Universitäten zu unserem gesammten nationalen und öffentlichen Leben gemeint, die vielfach schon, weil sie offenbar in der Luft liegt, berührt, aber noch niemals aus Gründen, die wir vorhin kurz registrirten, eigentlich discutirt, viel weniger theoretisch entschieden worden ist. Bei den großartigen

Reformbewegungen von 1848 tauchte so gelegentlich wol auch auf, aber damals war die Zeit in keiner Weise dazu geschaffen, ihre durchschlagende Wichtigkeit zu begreifen. Die Geschichte unserer Universitäten zeigt uns, daß sie aus anfänglich ganz freien und selbstwüchsigem Institutionen zum Betrieb und zur Weiterüberlieferung der Wissenschaft allmählig immer mehr zu Staatsanstalten geworden sind, welche die Aufgabe haben, eine gewisse Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten zu überliefern, die der Staat zur Vorbedingung der Verwendbarkeit in verschiedenen großen Zweigen der praktischen Thätigkeit, in der Kirche, der Schule, der Gesundheitspflege, der Gerichts- und Verwaltungssphäre für nöthig hält. Aber unsere Universitäten sind nur allmählig und mehr und mehr solche Staatsanstalten geworden, während viele dem Namen und dem Ursprung nach gleiche Institute anderwärts, z. B. die französischen und italienischen Universitäten es vollständig und nichts weiter als dies sind. Unsere Universitäten haben noch ein anderes Gesicht. Sie gelten in der allgemeinen Auffassung noch als die Sitze und Pflegstätten der freien Wissenschaft, die nur um ihrer selbst willen da ist. Man darf sogar behaupten, daß diese letztere Auffassung die populärere ist, d. h. sie ist diejenige, welche unwillkürlich mit dem Namen der Sache verbunden wird, und die, wenn es zu einer Discussion über sie und die andere vorhin charakterisirte kommt, sicher darauf rechnen darf, von der öffentlichen Meinung der gebildeten Deutschen bevorzugt zu werden.

So lange der Staat die Vorbildung seiner speciellen Diener den Universitäten anvertraut, versteht es sich von selbst, daß er über die Zweckmäßigkeit derselben durch irgend eine Art von Controle sich zu vergewissern befugt ist, wie auch, daß er die Pflicht hat, für den äußeren Bestand dieser Anstalten zu sorgen d. h. die Geldmittel aufzubringen, deren sie bedürfen. Denkt man sich die Universitäten als bloße wissenschaftliche Lehranstalten in abstracto, so fällt das Einmischungsrecht, aber auch die Erhaltungspflicht des Staates von selbst fort. Wer also für die völlige Freiheit der Universitäten in diesem Sinne eifert, der möge sich auch alle praktischen Konsequenzen deutlich machen. Dazu würde auch gehören, daß der Staat gegenüber ganz freien Universitäten befugt und genöthigt wäre, eigene Fachanstalten auf seine Kosten zu gründen, in denen die Vorbildung, die er für seine Diener nöthig hält, erworben werden könnte. Er würde aber dann um so weniger geneigt sein, für die eigentlichen von ihm emancipirten freiwissenschaftlichen Anstalten Etwas zu thun, und diese müßten sich dann auf andere finanzielle Grundlagen zu stellen suchen, wozu freilich in unseren deutschen socialen und öconomischen Zuständen sehr wenig Aussicht ist.

Dazu tritt noch ein anderes Moment, um das Dilemma zu schärfen. Das Maß der als Vorbereitung für den künftigen Beruf geforderten Bil-

ding ist im Ganzen ein fest gegebenes, wenn es auch im Einzelnen nach Zeit und Art allen möglichen Schwankungen unterliegen mag. Gleichviel wie hoch, oder wie niedrig gegriffen, es stimmt keineswegs mit dem Maß, welches die Wissenschaft aus sich heraus festsetzt. So z. B. besitzt ein juristischer Candidat unserer Tage, der — man nehme den unerhörten, aber doch möglichen Fall einmal als wirklich an — thatsächlich das Alles aus den Vorträgen der Professoren in sich aufgenommen hat, was der Staat als Vorbedingung oder, einfacher gesagt, als erforderlich zum Staatsexamen verlangt, noch keineswegs in den Augen der Wissenschaft die Totalität der Geistesbildung, die sie unabhängig von allen äußeren Rücksichten als ihr Minimalmaß festzusetzen befugt ist. Eigentlich müßte dieser Unterschied in den Ergebnissen des Staats- und des Doctorexamens zur Erscheinung kommen, wenn das eine der Praxis, das andere der Wissenschaft als solcher gehört, und in der That ergeben sich auch oft bei einem und demselben Candidaten die klaffendsten Widersprüche. In den meisten Fällen wird aber nach dem beliebten Vertuschungs- und Vermittlungssystem nach der einen und nach der anderen Seite hin der Gegensatz abgeschwächt, so daß wenigstens alle nicht eingeweihten Augen nichts daran zu bemerken vermögen.

Begreiflich ist es ferner, daß die Ueberlieferung des wissenschaftlichen Materials, je nachdem es um seiner selbst willen und zu den höchsten Zielen der Wissenschaft, oder zu einer Propädeutik für die Praxis verwandt werden soll, eine ganz verschiedene Haltung annehmen muß. Es werden nicht bloß ganz andere Gegenstände, sondern diese selbst auch ganz anders vorgetragen werden. Bleiben wir bei dem juristischen Fach stehen. Die wissenschaftliche Jurisprudenz gestaltet sich von Tage zu Tage mehr zur Rechtsgeschichte im weitesten und tiefsten Sinne, also zu einem Theile der allgemeinen oder speciell nationalen Culturgeschichte, und läßt sich schon jetzt nicht mehr ohne ausgebreitete philologische oder historische Studien denken. Die juristische Praxis des Staates emancipirt sich umgekehrt immer mehr von den Traditionen des geschichtlichen Herkommens und den altherüberkommenen Instituten. Sie versucht in der unmittelbarsten Gegenwart, und nur in dieser, zu stehen. Der Staat hat also für sich selbst nicht nur kein Interesse, seine künftigen Werkzeuge mit Kenntnissen genährt zu sehen, die sie absolut nicht brauchen, sondern wenn er seine eigenen Bedürfnisse scharf und vorurtheilsfrei beurtheilt, eher das entgegengesetzte, sie so fern als möglich von diesem überflüssigen und ihre Brauchbarkeit in jeder Art hemmenden Ballast zu halten. Faktisch gestaltet sich der akademische Unterricht nun so, daß er es beiden Creditoren dem Staate und der Wissenschaft recht zu machen sucht, und es natürlich Keinem recht macht.

Die doctrinaire Lösung dieses Dilemma's findet sich, wie gewöhnlich, sehr leicht. Man zerlege die jetzigen Universitäten nach den beiden Momen-

ten, die sie enthalten, in vorbereitende Fachschulen für künftige Staatsdiener und Praktiker, und in eigentlich gelehrte Anstalten, Akademien, oder wie man sie sonst nennen will. Aber von wem und nach welchen Gesichtspunkten soll die Scheidung unternommen werden, und das prosaischste, aber gewichtigste vor Allem, wer soll das Geld für einen solchen enormen Mehraufwand aufbringen? Der Staat? Von ihm kann doch nur gefordert werden, daß er seine Anstalten dotirt und erhält? Die freie Wissenschaft und ihre Gönner? Aber es würde sich jährlich um viele Hunderttausende handeln. Außerdem würden beide Theile durch die Erfahrung sehr bald belehrt werden, daß die Staatsabrichtungsanstalten ohne den erquickenden Einfluß der freieren wissenschaftlichen Atmosphäre chinesische Papierblumen, aber keine Früchte erzeugten, während die Akademien durch die Unbestimmtheit und idealistische Leere ihres Programms gleichsam in der Luft schwebten.

Unser Anonymus, der die Fragestellung des Dilemma's richtig gibt, will deshalb von diesem Auskunfts Mittel Nichts wissen. Er bietet dafür ein anderes. Die bisherige Art der akademischen Vorträge soll verändert werden. Neben der systematischen und zusammenhängenden Ueberlieferung gewisser Disciplinen sollen in viel größerem Umfange als bisher Repetitorien, Examinatorien u. eingeführt werden. Diese könnten dann dazu dienen, um den eigentlich praktischen Kern des verschiedenartigsten Wissens herauszuheben und einzuprägen, Das hört sich recht schön an, aber hält keine nähere Prüfung aus. Diese „Praktika“ würden in größerem Umfange und unter officieller Firma dasselbe werden, was wir schon zum Ueberfluß haben, nämlich sogenannte Einpaufungsanstalten für die Aspiranten zu den Staatsprüfungen. Je trivialer sie diese ihre wahre Aufgabe faßten, desto populärer bei der Majorität, je mehr sie laviren, und mit der Wissenschaft einigermaßen in Fühlung bleiben, desto unpopulärer, d. h. desto weniger benutzt. Der Schade wäre damit nicht gehoben, sondern vergrößert.

Wenn es also auf diesem Wege nicht gelingen will, Wissenschaft und Praxis mit einander zu versöhnen, so muß ein anderer gesucht werden. Dieser ist unseres Bedünkens nur durch eine rückhaltlose Anerkennung und Durchführung der rein theoretisch-wissenschaftlichen Aufgabe der Universitätsbildung zu finden. Universität und Staat müssen beide einander dabei entgegenkommen und unterstützen. Thatsächlich handelt es sich auch nur um die eine Jurisprudenz, denn in den anderen Facultäten existirt schon im Wesentlichen jene gesunde Vermittelung zwischen Wissenschaft und Praxis, obgleich im Einzelnen natürlich auch da noch Vieles zu reformiren und auch neuzuschaffen bleibt. Unsere Juristenfacultäten müssen ihren bisherigen Lehrplan bedeutend erweitern, und den ganzen Umfang des Rechtsmaterials gleichmäßig der strengsten und exactesten theoretisch-wissenschaftlichen Behandlung unterziehen,

während sie sich bis jetzt mehr oder weniger nur mit dem propädeutischen oder historisch-antiquarischen Theile begnügt haben. Das lebendige Recht der Gegenwart ist derselben wissenschaftlichen Durchdringung und Behandlung fähig und würdig, wie das der Vergangenheit. Ja, man darf behaupten, daß erst dadurch die angestrebte genetisch-historische Methode zu ihrem wahren Ziele gelenkt und wahrhaft fruchtbar gemacht werden würde, während ihre bisherige Anwendung es zu nichts Besserem, als zu einem bloß antiquarisch-gelehrten Dogmatismus brachte, der freilich nicht geeignet war, den Geist der Jugend zu beleben und anzuziehen. Der Staat seinerseits muß, wenn er überhaupt eine wissenschaftliche Vorbildung seiner Juristen für nöthig hält, auch wirklich Ernst damit machen. Jene grundverkehrte Scheidung zwischen dem, was man für die künftige Praxis braucht oder nicht braucht, und die darauf basirten Ansprüche an das Wissen und Können der juristischen Candidaten müssen gänzlich wegsfallen. An ihre Stelle hat, wenn doch einmal Examina sein sollen, eine ausschließliche, und eben deshalb gründliche Untersuchung der wirklichen wissenschaftlichen Befähigung ohne alle Rücksicht auf die sogenannte Praxis zu treten. Etwas davon wird auch schon in der neuen preussischen Examenordnung angestrebt, aber noch ohne alle prinzipielle Klarheit und Entschiedenheit.

Bei einigem Verständniß und gutem Willen ließe sich also die Frage, ob Staatsabrichtungsanstalten, ob freie wissenschaftliche Institute zu beiderseitigem Vortheile recht wohl lösen, ohne daß das bisherige Gefüge unserer Universitäten auseinander genommen zu werden brauchte.

Aber vorausgesetzt, diese Frage würde auf die zweckdienlichste Art gelöst oder der Lösung näher gebracht — denn völlig kann sie niemals gelöst werden, und braucht es auch nicht — so steht doch schon lange ein anderer dunkler Punkt an unserem Universitäts horizonte, der sich bereits zu einer recht drohenden Wolke entwickelt hat. Den scharfen Augen unseres Anonymus ist er natürlich nicht entgangen. Principiell sollen unsere Universitäten noch herkömmlicher Vorstellung das gesammte Wissen der Zeit repräsentiren oder überliefern. Kann man von ihnen in diesem Augenblicke noch behaupten, daß sie das thun oder zu thun vermögen? Wir wollen uns an das äußerlichste halten: man durchlaufe unsere Lectionscataloge und man wird finden, daß davon nicht die Rede ist. Zwar sind hier und da eine Anzahl neuer Fächer officieil in das altherkömmliche Schema der Facultätsdisciplinen aufgenommen worden, aber es ist weder überall gleichförmig geschehen, denn es zeigen sich in dieser Hinsicht die allergrößten localen Verschiedenheiten, noch ist auch da, wo man den Forderungen der Zeit oder der Wissenschaft am meisten entgegengekommen ist, auch nur entfernt das erfüllt, was die Theorie und nicht bloß die Theorie, das wirkliche Bedürfniß des Lebens verlangt. Alle unsere

deutschen Universitäten, Berlin ebenso sehr wie Gießen oder Freiburg, sind in der That keine Universitäten mehr in jenem eminenten Sinne, den man herkömmlich mit diesem Begriffe verbindet, und der auch bis vor dreißig, vierzig Jahren im Ganzen eine Wahrheit gewesen ist. Es sind Complementary verschiedener wissenschaftlicher Fächer, die durch das Band der alten Facultäten, das ja fast überall noch besteht, bloß zufällig und äußerlich zusammengehalten werden. Von einer organischen oder systematischen Ausfüllung des ganzen wissenschaftlichen Schemas, wie es sich bis zu dieser Stunde aus sich selbst herausgearbeitet hat, ist keine Rede. Ueberall sind von diesem Standpunkt aus gesehen, die empfindlichsten Lücken, und wird ja einmal eine ausgefüllt, so klaffen sofort zehn neue.

Hier bleibt nur ein Entweder — Oder, und es ist gut, sich darüber zu verständigen. Entweder gehe man wieder auf die beschränkte Grundlage der älteren Universitäten zurück, die freilich für ihre Zeit keine beschränkte war, sondern wirklich das ganze vorhandene Wissen oder alle wissenschaftlich ausgebildeten Gebiete des Lernens und Wissens umspannte. Man würde dann den Vortheil haben, mit verhältnismäßig geringen Mitteln innerhalb eines engeren Gebietes Tüchtiges zu leisten. Die Universitäten wären dann dazu bestimmt, unseren tüchtigen Geistlichen, Gymnasiallehrern, Ärzten, Richtern und Verwaltungsbeamten ihre theoretisch wissenschaftliche Vorbildung zu geben. Sie brauchten deshalb nicht zu Abbruchanstalten für die künftige Praxis herabzusinken. So nahe die Gefahr auch läge, könnte sie doch vermieden werden, wenn die Universitäten selbst diese ihre beschränkte Aufgabe von möglichst hohem oder idealem d. h. dem eigentlich wissenschaftlichen Standpunkt aus faßten. Die glänzendsten Beispiele der früheren Periode beweisen es. Berlin in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts, Göttingen in der zweiten Hälfte des vorigen und Jena um die Wende beider leisteten thatsächlich nicht mehr, aber sie leisteten es so, daß die Wissenschaft, auch bei den höchsten Anforderungen, die überhaupt damals möglich waren, nicht zu kurz kam.

Aber es ist immer schwer, von einem weiteren Zustand in einen engeren überzugehen. Unsere Universitäten und die öffentliche Meinung würden eine solche Beschränkung als eine empfindliche Degradation ansehen und sich mit allen Kräften dagegen wahren. Und selbst wenn ihr Widerstand niedergeschlagen würde, was nur durch schonungsloses Eingreifen der Staatsgewalt geschehen könnte, wäre damit nichts weiter gewonnen, als daß wir auf einem andern Wege jenen Gegensatz von Akademie und Universität, oder von freien umfassend wissenschaftlichen Anstalten und Specialabrichtungsschulen in die Wirklichkeit eingeführt sehen. Sobald die jetzigen Universitäten auf den Anspruch die Totalität des wissenschaftlichen Organismus darzustellen verpflichten, müßten sich in Deutschland, wie es nun einmal ist, sofort andere ge-

Lehrte Institute bilden, welche diesen Beruf vertreten. Der Staat hätte damit Nichts gewonnen, als daß er die einen wie die anderen unterhalten müßte, dann mag man ihn noch so prosaisch-vernüchtert denken, in diesem einen Punkte könnte er sich doch nicht dem Drängen des Volksgelstes entziehen.

Es bleibt also nur das Ober. Man erweitere und ergänze den Lehrplan und die Lehrmittel unserer Universitäten in dem Maße, wie es der gegenwärtige Stand der Wissenschaften verlangt. Dies ist freilich ein flüßiger Begriff, wenn man auf die atomistischen Meinungen und Wünsche Bezug nimmt, wie sie Jeder für sich und seine nach seinem Glauben einzig oder vorzugsweise berechnete Beschäftigung in petto hat. Aber es wird in allen Fällen sehr leicht sein, aus dem Wirrsal der einzelnen Stimmen einen Grundton herauszuhören, und dieser müßte denn auch als solcher Geltung erhalten. Auf diese Art kann Jeder, der sich im Besitz einer wirklich allgemein wissenschaftlichen Bildung befindet, die thatsächlichen Bedürfnisse einer ihrem Begriffe entsprechenden Universität ganz genau und richtig ermessen, und was Jeder kann, werden auch die maßgebenden Kreise, die Universitätscorporationen selbst und unsere Unterrichtsministerien können. Natürlich mag im Einzelnen nach der Dertlichkeit und den besonderen Verhältnissen auch Manches sich individuell gestalten, und wir in Deutschland verzichten selbstverständlich auf ein französisches Schablonnensystem mit so und so viel Duzend Professoren für jede Facultät jeder Universität. Aber ein gewisses Minimum wird überall eingehalten werden müssen, denn daß das Maximum nicht gar zu maßlos sich gestalte, dafür ist schon von anderer Seite gesorgt.

Jedermann weiß wodurch: die Knappheit des Staatsäckels ist nicht bloß eine vorübergehende Eigenthümlichkeit dieser abnormen Uebergangsperiode, sondern sie wird mehr oder minder fort dauern, so lange bis nicht das Geheimniß entdeckt ist, die Ertragsfähigkeit des deutschen Bodens beim Aufwand des bisherigen Maßes von Betriebscapital auf das Drei- oder Vierfache zu steigern, oder durch eine Verrückung der großen Straßen des Welt Handels wieder, wie einst im Mittelalter, Ströme von Gold in unser Vaterland zu leiten. Wir sind im Vergleich mit England und Frankreich, noch mehr mit Nordamerika äußerst arm, das darf man wol sagen, da unverschuldete Armuth noch niemals den Einzelnen oder ein Volk geschändet hat. Und wir müssen bei Allem, was wir unternehmen und planen, dies ominöse Minus gehörig in Rechnung stellen, und es spielt auch in der Reform oder in der Erweiterung unserer Universitäten die Hauptrolle. Denn wesentlich daran liegt es, daß sie alle wol den guten Willen, aber nicht die Kraft an den Tag gelegt haben, wirklich höchste Stätten des gesammten wissenschaftlichen Betriebes zu bleiben.

Die erste Vorbedingung wird demgemäß nichts Anderes sein, als eine

starke Reduction der bisherigen Zahl von Universitäten. Die Mittel, welche für zwanzig solcher Institute nicht aufgebracht werden können, reichen für die Hälfte davon, oder im Nothfall auch für eine geringere Zahl höchst wahrscheinlich aus. Freilich, wenn man nur die nächst Betheiligten hört, so hält Jeder derselben die fulminanteste Rede pro domo, mit tausend unwiderleglichen Gründen gewappnet, warum gerade seine Universität unentbehrlich für das Vaterland und die Wissenschaft ist. Auf diese Art würde man nie zum Ziele kommen, und nur das direkte und rückhaltlose Eingreifen einer außerhalb stehenden Autorität kann, wie es früher bei der Aufhebung so vieler Duzende deutscher Universitäten auch geschehen ist, etwas durchsetzen. Wünschenswerth wäre immerhin, wenn das nicht bloß nach dem sublimen Ermessen der Weisen am grünen Tische geschähe, sondern wenn die wirklich Sachverständigen, wozu wir auch, aber nicht ausschließlich, manche Professoren rechnen, gehört würden. Unser Anonymus ist im Allgemeinen auch auf dieses Auskunftsmittel verfallen, weil in der That für Jemand, der die Unhaltbarkeit der faktischen Zustände anerkennt, gar kein anderes übrig bleibt. Aber er ist doch zu sehr Professor, um eine Radicalcur zu empfehlen. Allenfalls zwei, drei der kleinsten unter den Kleinen dieser Lage mögen geopfert werden, aber die anderen müssen conservirt bleiben. Daß damit schon für die finanzielle Vorfrage Nichts gewonnen ist, liegt auf der Hand. Dagegen ist es ein fruchtbarer Gedanke, die eigentlich organische Reform der Universitäten, wozu eben auch und zu allererst die Bestimmung über ihre Zahl gehört, dem höchsten constitutionellen Organ des deutschen Volkes, also einstweilen dem norddeutschen Reichstag zu überweisen, der ja auch, falls Jemand darauf Gewicht legt, nach der Verfassungsurkunde des norddeutschen Bundes ein formelles Recht dazu besitzt. Gewiß werden die höchsten idealen und materiellen Gesichtspunkte, um die es sich handelt, gerade hier am Besten erfaßt und durchdrungen werden können, wenigstens mit weiterem Blicke, als wenn ein einzelner Minister, oder auch ein Ausschuß von Sachverständigen an seiner Seite darüber entscheiden sollte.

Wir glauben, je mehr die Zusammensetzung der maßgebenden Stelle dafür Bürgschaft gibt, daß die particularistischen Schrullen und Localinteressen vor der Rücksicht auf das Allgemeine und das Gesamtinteresse der Wissenschaft und Nation zurücktreten, desto gründlicher wird die Art an viele morsche Stämme gelegt werden, die kein anderes Recht ihres Daseins beanspruchen dürfen, als daß sie bisher dem Namen nach ein solches geführt haben.

Wer die Geschichte unserer deutschen Universitäten vorurtheilsfrei erwägt, wird den überschwänglichen Reichthum an solchen Gebilden, der besonders seit dem dreißigjährigen Krieg sich hervorthat, für ein Symptom

der Krankheit, aber nicht der Gesundheit halten. Der damals schrankenlos wuchernde Particularismus hat auch auf diesem Gebiete, wie auf jedem anderen nur Unheil gestiftet, indem er die natürlichen Organe verkümmern ließ, und Abscesse an ihrer Stelle künstlich groß zog. Aber wie anderwärts hat der im innersten Kern doch noch gesunde Zug der deutschen Entwicklung auch hier sich Hilfe geschafft. Mit den Particularstaaten des heiligen römischen Reiches sind auch die „Landesuniversitäten“ und Universitätchen verschwunden. Nur ist es dabei etwas sehr in Bausch und Bogen hergegangen, wie immer, wenn nicht der vernünftige Entschluß und die besonnene Thatkraft der Menschen, sondern die elementaren Mächte der Geschichte selbst die Heilung absurder Zustände in die Hand nehmen. Vieles ist gewaltsam zerstört worden, was der Erhaltung werth war, Vieles eigensinnig durch die Gunst des Zufalls gerettet, was dem Untergang hätte verfallen sollen; doch im Großen und Ganzen ist ein vorläufig richtiges Resultat erzielt. Die Zahl der Universitäten ist gegen hundert Jahre früher um mehr als die Hälfte gesunken, und die Existenz der noch vorhandenen ist ein Gegenstand der praktischen Discussion geworden, da Jedermann, sobald er über den Gang und die Ziele der bisherigen Universitätsgeschichte zu denken beginnt, sich sagen muß, daß mit dem zufälligen status quo von 1869 die Sache nicht abgeschlossen sein kann, so wenig wie mit dem norddeutschen Bund die politische Umformung der ganzen Nation.

Darum ist der enge Zusammenhang zwischen diesem weiteren Gebiete und jenem engeren immer wieder zu betonen. Jeder Schritt vorwärts nach unserem politischen Ziel ist indirekt zugleich ein solcher für die Reform der Universitäten. Daß die letzteren aber auch direkt davon Nutzen ziehen, ist zu meist ihre eigene Angelegenheit. In dieser Hinsicht bleibt noch Viel zu thun. Der unzerreißbare Zusammenhang zwischen den beiden Sphären ist gerade da, wo Bildung und eigenes Interesse am Meisten diese Erkenntniß verbreiten sollten, viel zu wenig erkannt, und noch weniger hat man bis jetzt Anstalt gemacht, die theoretischen Sätze, die sich daraus abstrahiren lassen, in die Praxis umzusetzen. So kann es leicht geschehen, daß unsere heutigen Universitäten gerade so als willen- und einflußlose Objekte einer von außen an sie herantretenden Katastrophe zur Beute werden, wie es bei den großen politischen Veränderungen zur Zeit des Einsturzes der alten Reichsverfassung der Fall war.